

Sommer in Wien.

Ein Juliabendbummel.

Von Ludwig Hirschfeld.

Was man tagsüber tut, ist nämlich ganz egal. Ein Wiener Hochsommerabend beginnt immer erst zwischen sechs und sieben Uhr abends. Bis dahin sitzt man apathisch fleißig im Bureau, drängt sich gereizt in der Straßenbahn, hastet von Geschäft zu Geschäft, stellt sich an, ist nervös, erbittert, räsoniert, schimpft, verzweifelt, mit einem Wort: es ist genau so wie in den anderen Jahreszeiten. Man kann zwar auch ins Grüne hinaus fahren oder nach Kriegendorf, aber das ist schon mehr ein Sonntagspogramm. Die richtige, echte Sommerstimmung des in Wien Gebliebenen stellt sich nur an einem gewöhnlichen, dunstigen und verschwitzten Wochentag ein. Tagsüber, so lang man beschäftigt ist, geht es noch an. Aber dann, nach der Arbeit, nach dem Anstellen, dem Drängen und Aergern, wenn die Erholung beginnt, da wird das Leben erst schwer. Da spürt man, wie gründlich wir alle dieses wienerische Talent der beschneiden gemütlichen Lebensfreude verlernt haben, und daß zwar noch dieselben Straßen und Häuser und zum Teile noch dieselben Menschen vorhanden sind, aber nicht mehr dieselbe Stadt.

Im Sommer in Wien zu bleiben, das war ja auch früher nicht gar so schön, wie man gern zu behaupten pflegte. Aber es war immerhin eine Art Vorrecht der Einzelnen und Einschichtigen, der Strohwitwer, Strohsöhne, Strohbräutigame und Strohfrennde. Die Stadt wurde plötzlich still und leer, angenehm ereignislos und wohlthuend langweilig. Jetzt gibt es überhaupt keinen Strohsommer mehr. Die Stadt wird um nichts stiller und leerer, an die Stelle der vielen, die doch aufs Land gegangen sind, treten offenbar andere, neue Wiener. Überall wimmelt es von gültigen Ehepaaren, von Damen, Mädchen, Kindern: auch der Stadtsommer ist jetzt eine durchaus verweiblichte, eine Familienangelegenheit.

Wenn man aber den Verlauf und die Stimmung eines Wiener Juliabends schildern will, tut man doch besser, sich als Demonstrationsbeispiel einen Junggesellen zu wählen. So ein Einzelner, Einschichtiger sieht die Dinge immer ein bißchen gereizt und ungerecht, und folglich richtiger. Also, nehmen wir an, ein derartiger einzelner Herr in jenen besten Jahren, auf die nichts Besseres zu folgen pflegt, steht an einem dieser unangenehm und unnatürlich hellen schönen Abende um sieben Uhr an der Ecke von Stephansplatz und Graben. Das ist an sich schon ein Grund zum Verzweifeln. Das Bureau, wo er für zwei gegähnt, geraucht und Kalauer gemacht, also einen Kollegen vertreten hat, liegt hinter ihm, die Arbeit ist getan, was nun? Durch dieses hoffnungslose Fragezeichen steigert sich seine Verzweiflung. Und dazu noch diese Hitze. Die Häusermauern hauchen einen heiß an, nur wenn man an der tiefen Torwölbung eines alten Palais vorüberkommt, spürt man einen angenehm kühlen Hauch — aber man kann doch nicht fortwährend an alten Palais vorbeigehen.

Da bleibt nichts übrig, als nachtmahlen zu gehen. Ist auch ein recht trübsinniges Vergnügen. Um sieben Uhr muß man schon im Gasthaus sitzen, wegen der Konkurrenz der Gäste, die alle gegen die Bedienung sehr zuvorkommend und aufmerksam sind. Weil es die anderen tun, läßt man sich ebenfalls zweimal Mehlspeise geben, aber bei der Hitze schmeckt es einem gar nicht, obwohl es streng verboten ist.

Oder soll man lieber in ein Operntheater, in ein Kabarett, in eine Bar gehen? Nein, nur keine Vergnügungen, keine Geräusche, keine Menschen. Ein bißchen frische Luft, Abkühlung und Ruhe, mehr kann man an einem Juliabend nicht verlangen. Der einzelne Herr bummelt also über den Graben und Kohlmarkt, bleibt gewohnheitsmäßig bei der gestrickten Seidenkrawatte stehen, der er schon lang beim Leuterverden zusieht und konstatiert mit Genugtuung, daß sie wieder um zwei Kronen mehr kostet. So gelangt er, trotz aller Umwege, wie jeden Abend auf die Ringstraße und sucht hier das stille gemütliche Lokal, das es nicht mehr gibt, das altmodische Kaffeehaus mit viel Zeitungen und wenig Damen. Bis er schließlich wieder in einem der mondänen luxuriösen „Schanigärten“ landet, an einem winzigen Tischchen Platz nimmt, eingeengt zwischen Damenhütten, Eiskremegläsern, Ehemännern und Strohalmen. Hier sitzt er in tadellosem Trübsinn und muß, ob er will oder nicht, sämtliche Gespräche anhören: daß man für ein Kilo Bohnenkaffee bereits 150 Kronen zahlt, daß ein Sakho-

anzug im Herbst 2000 Kronen kosten wird, immer dieselben Verproviantierungs- und Zahlengespräche, die der Klavierspieler d'rin mit sentimentalen Walzern begleitet. Dieses Kaffeehaus wäre wunderschön, aber es suchen hier so viele Ruhe und Einsamkeit, daß es furchtbar geräuschvoll zugeht, und weil einer dicht neben dem anderen frische Luft schnappt, ist es heißer, als im geschlossenen Raum.

Der verzweifelte Spaziergang des einzelnen Herrn endet regelmäßig im Stadtpark. Dort ist jetzt das Hauptquartier der in Wien gebliebenen Gesellschaft, die sich in drei streng gesonderten Klassen beim Kurjalon konzentriert. Außerhalb des Bereiches der Tische, unter den Bäumen, in den Alleen und auf den Wegen versammeln sich die bescheidenen Gratiszuhörer, die nur wegen der Musik herkommen und sich einer wohlfeilen Schwärmerei ohne Konsummation hingeben. Hier wandeln hauptsächlich junge Leute, Studenten, Einjährige, Fähnriche und sehr viele junge Mädchen; darunter auch jene aus den Geschäften der Innern Stadt. Aber, der vorgerückten Stunde entsprechend, kichern sie jetzt nicht mehr, sondern summen gefühlvoll die Barkarole mit. An den Tischen des Gartenparterres sitzt der bürgerliche Mittelstand bei Soda mit Himbeer und schwarzem Kaffee, die Frauen sprechen vom Einsiedeln, die Männer vom Verdienen, die Töchter blicken heiratsfähig drein. Droben auf der Terrasse aber, da sitzen die oberen zehntausend Nachtmahlesser. Hier sind alle beisammen, die dazu gehören und noch einige, die dazu gehören möchten: die Menschen, die jetzt von Rechts wegen in Ischl sein sollten, und andere, die wahrscheinlich in Karlsbad und Marienbad sehr fehlen. Hier läßt man sich längst nicht mehr durch die Barkarole rühren und empfindet das Konzert nur als eine Begleitmusik zur feierlichen Nachtmahlhandlung, deren Höhepunkte Weinkübel und Bowien sind. Jeder trägt hier ein bestimmtes Selbstbewußtsein zur Schau. Das eine Gesicht sagt: „Ich habe einen neuen Sommeranzug“, das andere: „Ich besitze noch Lackschuhe“, ein drittes, viertes und fünftes: „Unter uns, es ist zwar verboten, aber wir bekommen immer.“ Früher haben diese Menschen in Ischl Stadtpark gespielt, jetzt spielen sie im Stadtpark Ischl; sonst hat man sich nicht viel geändert. Das Ganze dauert bis 11 Uhr, denn länger ist das Durchhalten bei Musik und Bowle nicht gestattet.

Und nun, nachdem er alle Reize eines Wiener Juliabends genossen hat, macht sich der noch immer einzelne Herr auf den Heimweg quer durch die Innere Stadt. Die Straßen sind jetzt ganz still und leer, so sanft und gesittet wie in besseren friedlichen Zeiten, und da wagen sich auch die Erinnerungen hervor und gehen ein Stückchen mit. Wie schön war damals ein Sommerabend in Wien; die Hitze war nicht so heiß, der Lärm nicht so laut, die Walzer waren melodioser und die Mädchen netter. . . . Nein, jetzt ist es aber höchste Zeit, daß ich mich in die Betrachtungen des einzelnen Herrn einmenge. Nur nicht gar zu ungerecht werden, lieber Freund, das ist eine bedenkliche Alterserscheinung. Den jungen Leuten, die heute zum erstenmal jung sind, denen gefällt die Welt wahrscheinlich trotz allem, so wie sie jetzt ist, ganz gut: sie spüren keine Hitze, finden den Stadtsommer herrlich, den Lärm lustig und die heutigen Walzer neu und melodios. Im Grunde genommen wird ja immer derselbe Walzer fortgespielt und nur nach den Jahren

macht man sich einen anderen Text dazu. Gehen wir ruhig nach Hause, einzelner Herr, denn in die Juliabende, wie sie einmal waren, führt kein noch so empfindsamer und gereizter Spaziergang zurück. Es mag schon sein, daß die Welt damals unvergleichlich schöner war, aber bestimmt waren wir unvergleichlich jung. Und heute ist sie minder schön und wir sind dazu noch älter geworden. Das ist ein Malheur, lieber Freund, ein doppeltes Malheur. . . . aber da kann man gar nichts machen.